

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 9

Illustration: [s.n.]
Autor: Stauber, Jules

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Neger

In meinem Bekanntenkreis sind sehr viele Menschen Neger; eigentlich alle Leute, mit denen wir einen intensiveren Gedankenaustausch pflegen. Das ist weiter nicht verwunderlich, sind doch mein Mann und ich ebenfalls Neger. Irgendwie zieht es einen eben immer wieder dorthin, wo man die gleiche Wellenlänge spürt und eine ähnliche Art, die Probleme dieser Welt zu betrachten und anzugehen.

Unsere Familie lebt eher einfach, ländlich, dem Wohnort entsprechend. Wir ziehen Gemüse, Beeren und Obst selbst – biologisch natürlich. Wir versuchen, möglichst viel Energie zu sparen. Ausserdem haben wir – als persönliche Marotte – keinen Fernsehapparat. Diskriminiert werden wir selten. Nur einmal sagte einer öffentlich, Leute unseres Schlages hätten ein gestörtes Verhältnis zur Umwelt, und ein anderer, früher hätte man uns Pharisäer genannt. Sonst fällt uns unser Negersein nicht besonders auf.

Erst ein Zeitungsartikel brachte uns unsere Art richtig zum Bewusstsein, hiess es doch darin schwarz auf weiss: «Jetzt, wo unser Kanton die einmalige

Chance besitzt, Spiele durchführen zu können, wären wir «Neger», wenn wir die Gelegenheit nicht beim Schopfe packen würden.»

Für alle Leser, die nicht in unserem Kanton wohnen: Es geht um die Olympischen Winterspiele 1988 in Graubünden, Nord oder Süd. Besser gesagt: Es geht um die 25 Millionen Franken, die der Bund uns dazu stiften würde. Nehmen wir sie, oder nehmen wir sie nicht?, das ist die Frage. Dass ein Kurdirektor in diesem Fall für «Nehmen» ist, scheint mir verständlich. Ich möchte nicht dieses Problem diskutieren.

Wissen aber möchte ich, wie sich besagter Kurdirektor gegenüber den dunkelhäutigen, kraushaarigen Menschen aus der Affäre zieht. Gehören sie eventuell gar nicht zu seiner High-Society? Musste der zitierte Vergleich wirklich sein?

Lydia

Es war einmal ...

In meinem Heimatdorf wird die Fasnacht nicht gleich gefeiert wie an andern Orten. Wir kennen keine «Böögg», und es gibt keine Maskenbälle, also auch kein Fasnachtsfieber. Hingegen lebt der uralte Brauch, ein Fasnachtsfeuer zu entfachen, weiter.

Am Fasnachtssonntag sammeln die grösseren Buben zu meiner Kinderzeit mit Ross und Wagen bei den Bauern Holz ein. Wenn genügend Reisig und Scheite beisammen waren, wurde die Fracht auf den «Stieg» gefahren, wo alljährlich um 20 Uhr das Fasnachtsfeuer angezündet wurde. Jung und alt traf sich an diesem Ort und hatte helle Freude. Wenn das Feuer kleiner wurde, setzten die mutigen Buben in grossen Sprüngen über die Flammen.

Meine grösseren Brüder waren noch sonntagsschulpflichtig, als an einem Fasnachtssonntag wieder Holz gesammelt wurde. Da erschienen sie nicht um 13 Uhr im alten Schulhaus zum Unterricht. Als der Pfarrer, der viel von Ordnung, Pflicht und Zucht hielt, das Fehlen meiner Brüder bemerkte, fragte er mich: «Röschen, wo sind deine Brüder?» Ich erklärte ihm, dass sie unterwegs seien, um Holz für das Fasnachtsfeuer zu sammeln. Hierauf befahl er mir, sofort die Brüder zu suchen und sie in die Sonntagsschule zu bringen. Da das Dorf nicht gross war, hatte ich sie bald gefunden. Zuerst weigerten sie sich, mit mir zu kommen, und ich musste sie anflehen, mir Folge zu leisten. Damals glaubte ich, Sonntagsschulschwänzen sei eine Schande.

Im Schulzimmer, wo die Sonntagsschule abgehalten wurde, be-

fund sich ein grosser Kachelofen, neben dem immer ein Korb voller Scheite stand. Auf einigen dieser Scheite mussten meine Brüder, die Sünder, knien und ihr Vergehen büssen. Als wir zum Schluss der Stunde das Lied «Weisst du, wieviel Sternlein stehen ...» sangen, hielten es die Buben auf den Holzscheiten nicht mehr aus: polternd rannten die Burschen aus der Schultube.

Als ich nach Hause kam, waren die Mutter und die Grossmutter am Chüechlibacken. Bereits hatten die Frauen eine Waschzaine mit diesen zarten Gebilden gefüllt. Weinend erzählte ich der Mutter, was passiert war, und mutmasste, dass der Pfarrer noch am gleichen Tag zu uns komme. Bald öffnete der geistliche Herr die Küchentüre. Die Mutter und die Grossmutter konnten ihn davon überzeugen, dass das Holzsammeln ein alter, erhaltenswerter Brauch

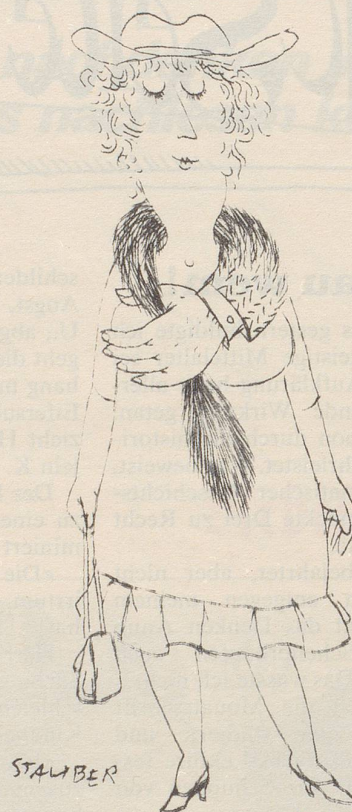
war, und sein aufgeregtes Gemüt fand allmählich Ruhe.

Die Brüder kamen später hungrig vom Holzauf- und -abladen heim. Sie neckten sich in der Küche, bis plötzlich einer in die Fasnachtschüechli-Zaine fiel. Alle Chüechli zerbrachen. Zum Nachtessen gab es gleichwohl Leckereien, da Mutter und Grossmutter weiterbuden. Am Abend, bevor die Buben auf den «Stieg» gehen durften, mussten sie dem Pfarrer einige Chüechli bringen, denn er war eigentlich ein verständiger, hilfsbereiter Mann.

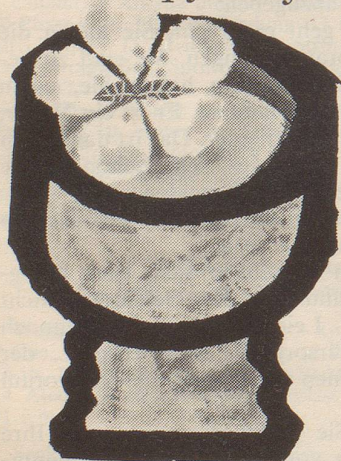
Rosel Luginbühl.

Ohne Worte

Seit unsere grösseren beiden Mädchen in der Stadt zur Schule gehen, müssen sie das Haus so früh verlassen, dass sie mich freundlicherweise von meinen morgendlich-mütterlichen Kaffeekochpflichten entbunden haben. So gewöhne ich mich daran, meine «Grossen» nur noch abends zu sehen und bereite mich innerlich auf eine Zeit vor, da ich sie nicht mehr oder nur noch ganz selten bei mir habe. Ich bemühe mich also, meine mütterliche Neugier in bezug auf



Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

